

Können schlechte Menschen Freunde sein?

Aristoteles' tugendethische Betrachtung der Freundschaft

1 Einleitung: Aristoteles über die Lebensnotwendigkeit der Freundschaft

Kaum jemand würde es wohl bestreiten: Freundschaft ist etwas Schönes. Ja, sich in einer guten Freundschaft zu wissen, kann das Leben in höchstem Masse bereichern. Doch wieso eigentlich? Was bedeutet es, einen Freund zu haben, und weshalb ist dies etwas Schönes? Und was ist überhaupt eine *gute* Freundschaft? Gibt es auch andere Arten von Freundschaften, beispielsweise *schlechte* Freundschaften, oder nur *scheinbare* Freundschaften? Dies sind nur einige von vielen Fragen, die man sich hinsichtlich der Freundschaft stellen kann. Im Achten und Neunten Buch seiner *Nikomachischen Ethik* möchte Aristoteles dem Freundschaftsbegriff auf den Grund gehen. Und zwar sieht er die Freundschaft nicht nur als „eine Tugend oder mit der Tugend verbunden“, sondern auch als für den Menschen lebensnotwendig.¹ Er geht sogar so weit, zu sagen, dass Freundschaft nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für den Staat das notwendigste Gut ist: „Denn die Eintracht ist offenbar mit ihr verwandt, und auf diese ist das Hauptaugenmerk der Staatslenker gerichtet, während sie die Zwietracht als eine Feindschaft am meisten zu verbannen bemüht ist.“²

Nun hätte die Annahme, dass Freundschaft eine Tugend oder mit der Tugend verbunden ist, zur Folge, dass wohl nur tugendhafte, also gute Menschen der Freundschaft fähig sind. Somit stellt sich die berechtigte Frage: Was „braucht“ es für eine wahre Freundschaft? Können nicht auch schlechte Menschen Freunde sein? Wenn wir die Welt betrachten, würden wir sagen: Ja, Freundschaft kommt doch unter allen Menschen vor! Doch handelt es sich bei allen „freundschaftlichen Beziehungen“ um tatsächliche, wahre Freundschaften – und zwar im Sinne der wahren Bedeutung von Freundschaft? Für Aristoteles ist die wahre Bedeutung von Freundschaft nicht eine solche, die sich einfach so überall finden lässt. Denn eine gute Freundschaft ist nichts Einfaches, sondern anstrengend und zeitaufwändig, mitunter auch sehr selten. Es gibt durchaus mehrere Arten von freundschaftlichen Beziehungen – doch nur eine ist wirklich vollkommen: die tugendhafte.

Im folgenden Essay möchte ich aufzeigen, wie Aristoteles die tugendhafte Freundschaft von anderen Arten der Freundschaft zu distanzieren versucht, und weshalb seiner Meinung nach schlechte Menschen keine guten Freunde sein können. Um dies nachvollziehen zu können, ist es notwendig, mit einer Einführung in Aristoteles' Tugendlehre zu beginnen.

¹ Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, Hamburg: Meiner [1985], S. 181-225; hier S. 181

² Ebd. 182

Können schlechte Menschen Freunde sein?

2 Die aristotelische Tugendlehre

Die Tugendethik basiert auf der Annahme, dass Moral vom Charakter des Menschen abgeleitet werden sollte, und nicht von seinen Handlungen. Das heisst die Frage, *welche Art von Person ich sein sollte*, ist viel wesentlicher als die Frage, *welche Art von Handlung ich tun sollte*. Somit liegt der primäre Fokus der Tugendethik auf der Exzellenz des Charakters. Hier sind Begriffe wie *gerecht, tapfer und besonnen* (eben als tugendhafte Charaktereigenschaften) wesentlicher als sogenannte deontische Begriffe wie *Verpflichtung, Erlaubnis oder Verbot, die darauf hinaus laufen, Prinzipien für die Richtigkeit unserer Handlungen zu bestimmen*. Diese Handlungsbezogenheit findet man beispielsweise bei Kants Theorie des moralisch rechten Handelns und seinem kategorischen Imperativ. Doch die Tugendethik will keine Handlungen an sich beurteilen, sondern sie geht davon aus, dass die Art und Weise, wie wir unseren Charakter ausbilden, die entscheidende Rolle spielt für die moralische Güte und Richtigkeit unserer Handlungen. Um aber überhaupt herauszufinden, „*welche Person man sein soll*“, benötigt man andere Personen, die uns als Vorbilder dienen können. Diese nennt Aristoteles *phronimoi*, also tugendhafte Akteure, die uns als Modelle dienen. Als Beispiele können hier Mutter Theresa (Wohltätigkeit, Erbarmen) oder Martin Luther King (Zivilcourage, Gerechtigkeit) genannt werden. Somit ist eine Handlung dann richtig, wenn ein „*phronimos*“ sie tun würde – also eine tugendhafter Akteur – und nicht, wenn sie entsprechend einem moralischen Handlungsprinzip als gesollt festgelegt wurde.

Was genau ist nun aber so eine Tugend? Eine Tugend kann als relativ stabile Charaktereigenschaft definiert werden, die normalerweise Dispositionen zu Urteilen, Fühlen und Handeln impliziert. Somit gelten diese Charaktereigenschaften als *primäre Basis für die Beurteilung moralischer Güte oder des Werts von Personen*. Also wiederum: Nicht die Handlung selbst wird bewertet, sondern der Charakter der Person, die sie ausgeführt hat – denn der Charakter (*ēthikē*) bestimmt die Handlung und nicht irgendein moralisches Prinzip, das man befolgt. In den folgenden Abschnitten soll gezeigt werden, weshalb nach Aristoteles Tugenden überhaupt erstrebenswert sind und wie wir uns diese aneignen können. Aristoteles: Über die Freundschaft.

2.1 *eudaimonia*: „Glückseligkeit“ als das höchste Gut

Im Folgenden soll auf Aristoteles' Argumentation³ eingegangen werden, wie er die Beziehung zwischen dem höchsten Gut, bzw. der *eudaimonia* und der Tugend begründet.

Zunächst bezeichnet er ein Gut als das, *wonach alles strebt* – es ist sozusagen ein Ziel. Hier gibt es eine erste Unterscheidung: Es gibt Tätigkeiten (*energeia*) als Ziele an sich, oder Produkte der Tätigkeiten (*ergon*), die angestrebt werden. Nach Aristoteles ist nun das höchste Gut (*ariston*), bzw. das höchste Ziel dasjenige, *das wir um seiner selbst willen erstreben*.⁴

³ Aristoteles, Nikomachische Ethik, Reinbek: Rowohlt [2006], S. 43-93 (Übersetzung Ursula Wolf)

⁴ Ebd. 43f.

Solch ein Gut ist die *eudaimonia* („Glückseligkeit“): Sie ist das höchste aller durch Handeln erreichbaren Güter.⁵ Zu diesem Schluss kommt er unter anderem, indem er unterscheidet zwischen *lobenswerten* und *hochgeschätzten* Dingen: „Nun scheint alles, was gelobt wird, deswegen gelobt zu werden, weil es von einer bestimmten Art ist oder weil es sich auf bestimmte Weise *zu etwas anderem verhält*; denn wir loben den Gerechten, den Tapferen und allgemein den Guten und die Gutheit aufgrund der Handlungen (*praxis*) und Werke (*ergon*), und wir loben den Starken, weil er von einer bestimmten Art ist und sich auf bestimmte Weise zu etwas Gutem und Hervorragendem verhält.“⁶ Lob wird also immer auf etwas bezogen. Daher kann es laut Aristoteles für das Beste – da es für sich steht, als abschliessendes Ziel – kein Lob geben, sondern nur „etwas Grösseres und Besseres“. Glückseligkeit gehört für Aristoteles somit zu den hochgeschätzten Dingen. „Dies scheint auch deswegen der Fall zu sein, weil es Prinzip [des Handelns] ist“, so Aristoteles.⁷ Die *eudaimonia* also als einziges Handlungsprinzip, das Aristoteles in seiner Tugendlehre aufstellt. Somit ist sie [*eudaimonia*] ein Ziel, (i) für das alle anderen Ziele letztlich verfolgt werden, (ii) das um seiner selbst willen verfolgt wird, (iii) das niemals als Mittel zu einem anderen Zweck verfolgt wird, (iv) das unbedingt vollständig und (v) selbstgenügsam ist (man braucht nichts Weiteres).⁸ Das heisst, würde jemand sagen „Ich strebe nach Glückseligkeit!“, so würde niemand fragen, weshalb er dies tut. Es ist das höchste Gut, und wird als Gut an sich angestrebt, und nicht, um dadurch etwas anderes zu erreichen. Somit erfüllt die Glückseligkeit die Kriterien für das beste Gut.

In seinem *Ergon-Argument* versucht Aristoteles dann, genauer zu bestimmen, worin die *eudaimonia* besteht. Diese Antwort hängt wesentlich davon ab, was uns Menschen als Wesen ausmacht – was auf eine *naturalistische Sichtweise* hindeutet. So verstehen wir die *Natur* einer Sache, wenn wir ihre *eigentliche Funktion oder ihren Zweck* erfassen.⁹ Die Funktion eines Messers ist beispielsweise, gut zu schneiden. Also (i) betrifft das höchste Gut der Menschen ihren Zweck oder ihre Funktion. Zur Bestimmung des höchsten Guts für Menschen sollten dann diejenigen Eigenschaften von Menschen gesucht werden, die ihre „Menschlichkeit“ ausmachen. Somit (ii) betrifft der Zweck oder die Funktion von Menschen, was sie als distinkt auszeichnet. Vegetatives Leben – im Sinne der Ernährung und Reproduktion –, Wahrnehmung und Bewegung haben wir mit Tieren gemeinsam. Was den Menschen als *einzigartig* auszeichnet ist hingegen seine *Rationalität*: Er ist imstande, seiner Vernunft gemäss tätig (*energeia*) zu sein. Also (iii) ist Rationalität das entscheidende Merkmal des Menschen und ihre Ausübung ist *zentral* für seine Funktion. Aus (i) bis (iii) lässt sich nun zwischenfolgern:

*Das höchste Gut der Menschen ist die rationale Tätigkeit der Seele.*¹⁰

⁵ Ebd. 46

⁶ Ebd. 68

⁷ Ebd. 69

⁸ Ebd. 53f.

⁹ Ebd. 55

¹⁰ Ebd. 56

Können schlechte Menschen Freunde sein?

Die *energeia* bezeichnet somit das tätige Leben desjenigen Bestandteils der Seele, der Vernunft besitzt. Soviel zu Aristoteles' Seelenlehre. Nun ist es so, dass die Funktion eines Dings mehr oder weniger gut erfüllt werden kann: ein geschliffenes Messer ist besser in der Lage, etwas zu schneiden, als ein stumpfes Messer, welches seine Funktion unter Umständen überhaupt nicht mehr erfüllen kann. Es wäre somit ein schlechtes Messer, da es seinen Zweck nicht erfüllt. Also liegt (iv) die Gutheit (*aretē*) eines Dings darin, seine Funktion *gut und angemessen* auszuführen. Für den Menschen heisst dies: rational tätig zu sein, und zwar in Übereinstimmung mit der Tugend.¹¹ Die Tugend kommt hier ins Spiel, da ein Mensch seine Tätigkeiten perfekt zweckrational bestimmen kann, ohne dabei *gut und angemessen* zu sein. Dies ist laut Aristoteles kein erstrebenswerter Gebrauch der Rationalität. Die Tugend aber ist stets gut und angemessen. Somit die endgültige Schlussfolgerung:

*Das höchste Gut (eudaimonia) der Menschen ist ein Leben in rationaler Tätigkeit der Seele gemäss der Gutheit, bzw. der Tugend.*¹²

Zur Tugendhaftigkeit gehört also nicht nur die Einstellung dazu, sondern es ist eben auch wichtig, entsprechend *tätig zu sein*. Nur dadurch wird man schliesslich glücklich. Doch wie entstehen überhaupt Tugenden, und wie können wir Tugendhaftigkeit annehmen? Dies wird im nächsten Abschnitt genauer erläutert.

2.2 Tugend als Bedingung zur Erreichung der *eudaimonia*

Es gibt gemäss Aristoteles zwei Arten von Tugenden: Zum einen die *Tugenden des Denkens* (*diano ēthikē*), welche durch *Belehrung* entstehen bzw. wachsen und daher Erfahrung und Zeit erfordern. Dies sind beispielsweise Tugenden wie Weisheit, Verständigkeit und Klugheit (*phronesis*). Dann gibt es die *Tugenden des Charakters* (*aretē ēthikē*), wie beispielsweise Grosszügigkeit und Mässigkeit. Diese sind von der Vernunft beherrschbar und sind uns nicht von Natur aus gegeben, sondern entstehen durch *Gewöhnung*.¹³ Während wir laut Aristoteles bei dem, was uns von Natur aus gegeben ist, zuerst die Fähigkeit besitzen und erst später die entsprechende Tätigkeit äussern, ist es bei den Tugenden anders: Die Fähigkeit zur Tugend erwerben wir dadurch, dass wir sie zuvor *betätigen*, „denn was wir erst lernen müssen, um es zu machen, lernen wir, indem wir es machen“.¹⁴ Wir werden beispielsweise gerecht, indem wir Gerechtes tun – und um dies zu vollbringen orientieren wir uns an einem entsprechenden *phronimos*. Hierbei liesse sich berechtigterweise die Frage stellen: Wie kann man gut werden, ohne es schon zu sein? Muss man nicht schon von vornherein gut gesinnt sein, um überhaupt das Bedürfnis zu haben, gut zu sein? Darauf antwortet Aristoteles, dass der Handelnde durchaus in einer bestimmten Verfassung sein muss, um dasjenige Handeln zu fördern, das zur richtigen Gewöhnung führt – also zu tugendhaftem

¹¹ Ebd. 56f.

¹² Ebd. 57

¹³ Ebd. 73

¹⁴ Ebd. 74

Handeln: er muss (i) wissend sein, (ii) vorsätzlich um der Handlung selbst willen und (iii) aus einer festen unveränderlichen Disposition heraus handeln.¹⁵ Dabei ist man noch nicht gerecht, wenn man gerecht handelt, sondern ausserdem dies so tut, wie es gerechte Menschen tun – eben entsprechend dem *phronimos*.¹⁶

Zur weiteren Bestimmung der Gutheit (*aretē*) ist Aristoteles' Mesoteslehre wesentlich: Die Tugend, beziehungsweise die Gutheit des Charakters zielt auf das Mittlere in Bezug auf uns, sprich die *Mitte zwischen zwei Lastern*, von denen das eine auf Übermass, das andere auf Mangel beruht.¹⁷ Mit dem „Mittleren in Bezug auf uns“ meint Aristoteles, „was weder zu viel noch zu wenig ist; dies ist nicht eines, und es ist auch nicht für alle dasselbe“. Natürlich gibt es hier auch Ausnahmen: So gibt es Handlungen, die *intrinsisch schlecht* sind, wie beispielsweise Neid, Diebstahl oder Mord. Diese lassen kein Mittleres zu. Daher kann man bei diesen Dingen „niemals das Richtige treffen, sondern immer nur fehlgehen.“¹⁸ Doch bezogen auf tugendhafte Handlungen heisst dies: Tapferkeit als Mitte zwischen Furcht und Mut, Mässigkeit als Mitte zwischen Lust und Unlust, Freigiebigkeit als Mitte zwischen Verschwendung und Geiz, Stolz als Mitte zwischen Eitelkeit und Kleinmütigkeit, Freundlichkeit als Mitte zwischen Beliebtheissucht oder Schmeichlerei und Streitsuch – um nur einige zu nennen.¹⁹ Die Tugend zielt also besonders auf *massvolles Verhalten*. Bezogen auf Lust und Unlust beispielsweise ist die Vernunft dazu da, diese zu korrigieren, indem sie uns dazu bringt, Lust bei den *richtigen Dingen im richtigen Mass* zu empfinden. Nicht die Maximierung ist also gut, sondern die *Angemessenheit*.

Zusammenfassend sind Tugenden also diejenigen Charaktereigenschaften, die Menschen – so wie sie von Natur aus sind – für ihre *eudaimonia* (Glückseligkeit) benötigen und somit dafür, dass sie gut leben. In Aristoteles' Worten: „Die Tugend ist also eine Disposition, die sich in Vorsätzen äussert, wobei sie in einer Mitte liegt, und zwar der Mitte in Bezug auf uns, die bestimmt wird durch die Überlegung, das heisst so, wie der Kluge (*phronimos*) sie bestimmen würde.“²⁰

Aristoteles zufolge setzt der Besitz einer Tugend den Besitz anderer Tugenden voraus. So kann beispielsweise eine gerechte Person nur gerecht sein, wenn sie auch besonnen, tapfer etc. ist. Dies gilt auch für die Freundschaft: Diese Tugend kann nur realisiert werden, wenn Tugenden wie Klugheit, Gerechtigkeit und Besonnenheit bereits realisiert wurden. Wie oben bereits erwähnt sind dies die Tugenden des Denkens. Doch auch bestimmte Charaktertugenden müssen vorausgesetzt sein: beispielsweise Grosszügigkeit und Mässigkeit. Wer diese Tugenden realisiert, ist fähig, eine tugendhafte und somit vollkommene Freundschaft einzugehen. Im Folgenden soll genauer auf den Begriff der Freundschaft eingegangen werden.

¹⁵ Ebd. 80

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd. 83

¹⁸ Ebd. 85

¹⁹ Ebd. 86ff.

²⁰ Ebd. 85

Können schlechte Menschen Freunde sein?

3 Bedingungen für Freundschaft

Für die Bestimmung der Bedingungen für Freundschaft ist es laut Aristoteles hilfreich, erst zu definieren, was das *Liebenswerte* ist, „denn nicht alles wird geliebt und ist demnach Gegenstand der Freundschaft, sondern nur das Liebenswerte.“²¹ Die Liebe ist also im Grunde die *Hauptbedingung* der Freundschaft. Was also liebt der Mensch? Er liebt entweder das *Gute*, das *Lustbringende* oder das *Nützliche*. Da wir aber das als nützlich erachten, was uns ein Gut oder Lust erbringt, sind nur das Gute und das Lustbringende als Zweck, also an sich liebenswert.

1. Bedingung für Freundschaft: Das Liebenswerte als Gegenstand

Wie entsteht nun aber Freundschaft? Wir können schliesslich auch leblose Dinge lieben, dennoch würden wir nicht ernsthaft sagen wollen: „Mein Computer ist mein Freund!“ Und selbst wenn diese Person tatsächlich keine Freunde hat, so fänden wir sie eine tragische Figur insofern, als er sich nicht darüber im Klaren ist, was eine Freundschaft ausmacht. Zur Freundschaft gehören nämlich gemäss Aristoteles noch *Gegenliebe* und *gegenseitiges Wohlwollen*. Man kann zwar einem Gegenstand wohlwollen, beispielsweise indem man seinem Computer Sorge trägt um ihn möglichst lange zu erhalten, doch dies nur, um ihn selbst gebrauchen zu können – sich also für mich ein Vorteil daraus ergibt. „Dem Freunde aber, sagt man, muss man *um seiner selbst willen* das Gute wünschen.“²² Ausserdem ist es dem Computer ziemlich egal, wie sehr ich mich um ihn kümmere oder ob sich für mich ein Schaden ergibt, wenn einer seiner Funktionsteile den Geist aufgibt. Er bemüht sich also nicht darum, extra für mich einwandfrei zu funktionieren, weil er mich liebt. Im Falle des Computers ist also weder Gegenliebe vorhanden, noch ein Wohlwollen „um seiner selbst willen“. Doch auch, wenn man dieses Wohlwollen auf einen Menschen richtet, so entsteht Freundschaft erst durch *gegenseitiges Wohlwollen*. Denn wenn diese Gegenseitigkeit nicht vorhanden wäre, bestünde die Gefahr, in ein ungesundes Ausbeutungsverhältnis zu geraten – was nicht für eine gute Freundschaft sprechen würde.

II. Bedingung für Freundschaft: Gegenliebe

III. Bedingung für Freundschaft: Gegenseitiges Wohlwollen „um seiner selbst willen“

Diese Gesinnung des gegenseitigen Wohlwollens muss zudem für den anderen jeweils *sichtbar* sein, sprich, ich muss um das Wohlwollen des anderen mir gegenüber Bescheid wissen. Ich kann schliesslich einer fremden Person wohlwollend gesinnt sein, weil ich bestimmte Charaktereigenschaften an ihr verehere. Diese kann mir gegenüber aufgrund desselben wohlwollend gesinnt sein. Dennoch würde man hierbei nicht von Freundschaft sprechen. Bei Aristoteles ist hier nicht ganz klar, weshalb es diese Sichtbarkeit aber genau braucht. Geht es womöglich nur um eine Versicherung dessen, dass sich zwei Menschen in einem Freundschaftsverhältnis befinden? Oder darum, das Risiko eines Vertrauensmissbrauchs zu

²¹ Aristoteles, Nikomachische Ethik, Hamburg: Meiner [1985], S. 183

²² Ebd.

verhindern – sich der eine also sicher sein kann, dass der andere ihm wohlwollend gesinnt ist? Leider fasst sich Aristoteles bei dieser Bedingung sehr kurz.

IV. Bedingung für Freundschaft: Sichtbarkeit des Wohlwollens

Damit diese Bedingungen letztendlich erfüllt sein können, muss eine weitere wichtige Vorbedingung vorhanden sein, und zwar die *Selbstliebe*. Diese kann leicht missverstanden werden: Mit Selbstliebe in diesem Sinne ist nämlich nicht die durchaus tadelnswerte Selbstliebe gemeint, die bei der *grossen Menge der Menschen* vorgefunden wird, nämlich bei denen, die „für sich selbst an Geld, Ehre und sinnlicher Lust zu viel beanspruchen.“²³ Wer diese als höchste Güter erachtet, ist nur ein Knecht seiner sinnlichen Lüste und Leidenschaften, bzw. seines „vernunftlosen Seelenteils“.²⁴ Dies sind nach Aristoteles eben keine guten Eigenschaften und somit des Weiteren nicht erstrebenswert, werden jedoch vom Grossteil der Menschen eben angestrebt. Diese Menschen sollten seiner Meinung nach gar keine Selbstliebe besitzen, da diese somit ihren schlimmen Leidenschaften folgen und sich und ihre Umgebung in Schaden bringen werden.²⁵ Wenn Aristoteles hingegen von Selbstliebe also Bedingung einer guten Freundschaft spricht, so meint er jene Selbstliebe, in der Vernunft herrscht, bzw. die auf der Tugend basiert. Denn hier strebt der Mensch danach, „Werke der Gerechtigkeit, der Mässigkeit oder sonst einer Tugend zu üben, und wenn er überhaupt das sittlich Schöne immer für sich in Anspruch nähme, so würde bei einem solchen Mann niemand von Selbstliebe reden und niemand ihn tadeln.“²⁶ Somit ist also das Ideal einer Selbstliebe gemeint, die unter tugendhaften, guten Menschen vorkommt – solchen Menschen, die über Selbstbeherrschung verfügen, denn nur unter Selbstbeherrschten ist auch die Vernunft tätig und sind somit in der Lage, angemessen zu handeln. Die verschiedenen Sichtweisen der Selbstliebe sind also ein weiteres Kriterium dafür, gute und schlechte Menschen bzw. Freundschaften voneinander zu unterscheiden. Darauf wird im letzten Kapitel näher eingegangen.

V. Bedingung der Freundschaft: Selbstliebe [tugendhafter Menschen]

4 Drei Arten der Freundschaft

Es gibt also drei unterschiedliche Ursachen dafür, etwas oder jemanden zu lieben – nämlich das Nützliche, das Lustbringende oder das Gute. Entsprechend dieser dreifachen Beschaffenheit des Liebenswerten gibt es auch drei Arten der Freundschaft, „da es bei jedem Liebenswerten eine Gegenliebe gibt, die nicht verborgen bleibt, und da die sich Liebenden sich aus dem Grunde Gutes wünschen, um dessentwillen sie sich lieben.“²⁷ In den folgenden Abschnitten wird nun genauer erläutert, wie Aristoteles die verschiedenen Arten der Freundschaft definiert.

²³ Ebd. 223

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd. 224

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd. 184

4.1 Nutzen- und Lustfreundschaft

Die Nutzenfreundschaft ist dadurch gekennzeichnet, dass der eine den anderen nicht an sich liebt, sondern diese sich insofern lieben, als ihnen voneinander Gutes widerfährt. Dasselbe mit denjenigen, die sich der Lust wegen lieben. So liebt man den Menschen nicht „wegen seiner persönlichen Eigenschaften, sondern weil er einem Vergnügen gewährt.“²⁸ Natürlich könnte man sich hier fragen, ob es denn nicht genau die persönlichen Eigenschaften sind, die dem anderen Vergnügen bereiten. Doch auch hier steht das Vergnügen an sich im Vordergrund. Nur wenn die persönlichen Eigenschaften dazu in der Lage sind, dem anderen Vergnügen zu bereiten, so sind sie liebenswert. Daher sind es nicht die persönlichen Eigenschaften an sich, sondern der daraus resultierende Nutzen oder die Lust für mich, die den Menschen liebenswert machen. Oder in Aristoteles' Worten: „Wo demnach die Liebe auf dem Nutzen beruht, da wird sie durch den Nutzen des Liebenden, und wo sie auf der Lust beruht, durch die Lust des Liebenden bestimmt, und sie gilt dem Geliebten nicht insofern er der Geliebte ist, sondern insofern er Nutzen oder Lust gewährt.“²⁹ Da der Gegenstand der Liebe also nicht der Geliebte an sich ist, sondern die Tatsache, dass der eine dem anderen Gutes oder Lust gewährt, sind solche Nutzen- oder Lustfreundschaften keine wahren Freundschaften, sondern nur „mitfolgend“: das heisst, der Wille zur Freundschaft erwächst aus dem Nutzen oder der Lust, die sich daraus ergibt. In solch einer Freundschaft wird der andere instrumentalisiert und quasi für einen eigenen Vorteil benützt, anstatt dass er als Person an sich geschätzt wird. Solche Freundschaften lösen sich demnach leicht auf, wenn die Personen sich nicht gleich bleiben: „Sind sie nicht mehr angenehm oder nützlich, so hört man auf, sie zu lieben.“ Nutzen und Lust sind sehr wechselhaft, daher sind darauf basierende Freundschaften sehr unbeständig, bzw. unvollkommen. Es gibt nur eine Art der Freundschaft, die vollkommen und beständig ist, und das ist die Freundschaft „guter und an Tugend sich ähnlicher Menschen.“³⁰

4.2 Tugendfreundschaft

Das Kennzeichen einer tugendhaften Freundschaft ist, dass sich die Menschen einander gleichmässig Gutes wünschen, insofern sie gut sind, und sie sind gut an sich. Sie sind daher Freunde im vollkommenen Sinne, weil sie die Gesinnung, dem Freund um seiner selbst willen Gutes zu wünschen, an sich haben, und nicht mitfolgend – das heisst, nicht, weil ihnen daraus ein Vorteil erwächst. Wenn die Menschen sich an Tugend ähnlich sind, bleibt die Freundschaft auch bestehen, denn Tugendhaftigkeit ist laut Aristoteles eine relativ beständige Charakterhaltung. Wenn sich nun zwei Tugendhafte an Tugend ähnlich sind, so sind sie einander schlechthin angenehm, „denn ein jeder hat Freude an seiner und verwandter Handlungsweise: Tugendhafte aber haben die gleiche oder ähnliche Handlungsweise.“³¹ Im nächsten Abschnitt wird genauer auf die Bedingungen vollkommener Freundschaft eingegangen.

²⁸ Ebd.

²⁹ Ebd.

³⁰ Ebd. 185

³¹ Ebd. 186

5 Tugend als Bedingung vollkommener Freundschaft

Aristoteles gesteht, dass solch eine Freundschaft naturgemäss sehr selten vorkommt. Denn die Bildung einer vollkommenen Freundschaft bedarf der Zeit und der Gewohnheit des *Zusammenlebens*: man kann erst dann aneinander Gefallen finden und Freundschaft schliessen, wenn man sich einander als liebenswert erwiesen und bewährt hat. So kann zwar schnell der *Entschluss* zur Freundschaft gefasst werden, doch die Freundschaft an sich kommt erst nach langer Zeit zustande – wenn überhaupt. Nur in der tugendhaften Freundschaft sind diese Bedingungen vollkommen: So kommt beiden hinsichtlich dem Guten und Lustbringenden dasselbe und das gleiche zuteil, und überhaupt ist es so, dass beide sich am selben erfreuen. Dies können nur diejenigen, die sich an Charakterhaltungen ähnlich sind. Ausserdem herrscht in dieser Freundschaft auch „Vertrauen und stete Enthaltung von Kränkungen sowie alles andere, was zur wahren Freundschaft erfordert wird.“³² Eine tägliche Lebensgemeinschaft, bzw. das Zusammenleben sei jedoch nur möglich unter Menschen, „die einander angenehm sind und an denselben Dingen Freude haben [...]“.³³ Nun erfreut sich „jeder an dem, wovon er ein Liebhaber genannt wird“, daher erfreut sich ein „Liebhaber der Tugend an Handlungen der Tugend.“³⁴ Und dies macht eine Freundschaft unter Tugendhaften so vollkommen, denn sie erfreuen sich beidseits am *schlechthin Guten*, weshalb diese Freundschaft auch so beständig ist – denn tugendhafte Charaktereigenschaften sind beständig, genauso wie das Gute beständig bleibt – während Nutzen und Lust stets für jeden variieren können und ihnen nur zufällig, bzw. nach Belieben Wert zugesprochen wird.

5.1 Unmöglichkeit guter Freundschaft unter *schlechten* Menschen

Um der Lust und des Nutzens willen können also auch schlechte Menschen untereinander oder gute mit schlechten Menschen befreundet sein. Solche Freundschaften entstehen, weil daraus für die einzelnen ein Vorteil abfällt. Um ihrer selbst willen sind also offenbar nur die Tugendhaften miteinander befreundet, „da sie eben als gute Menschen sich lieben.“³⁵ Denn da der Tugendhafte sich am Guten erfreut, erfreut er sich genauso an guten Menschen. Deshalb können gute Menschen nicht mit schlechten Menschen im wahren Sinne befreundet sein: denn zur Freundschaft gehört, wie schon erwähnt, das *zusammenleben*, oder das langfristige „miteinander auskommen“. Man kann einen unangenehmen Menschen vielleicht eine Zeitlang ertragen, wenn er sich für einen selbst als nützlich erweist. Doch auf Dauer hält man dies nicht aus: Man sucht sich, für eine gute, tugendhafte Freundschaft, jemanden, der einem angenehm ist und am gleichen Freude hat: nämlich am Guten.

Doch was ist, wenn sich der „gute Charakter“ eines Freundes verändert? Wenn sich der Freund, dem man aufgrund seines ehrenhaften Charakters seine Freundschaft geschenkt hat, als schlecht erweist, müsste man dann die Freundschaft beenden? Aristoteles sagt hierzu: „...man hat nicht bloss keine Verpflichtung, einen schlechten Mann wie einen Freund zu

³² Ebd. 188

³³ Ebd. 189

³⁴ Aristoteles, Nikomachische Ethik, Reinbek: Rowohlt [2006], S. 60

³⁵ Aristoteles, Nikomachische Ethik, Hamburg: Meiner [1985], S. 188

Können schlechte Menschen Freunde sein?

lieben, man darf es auch nicht. Denn *man darf kein Freund des Bösen sein* und sich dem Schlechten nicht gleichmachen; das täte man aber bei der Fortsetzung der Freundschaft; denn, wie schon gesagt, gleich und gleich gesellt sich gern.³⁶

Würde man diese Freundschaft also fortsetzen, so würde das Schlechte noch verstärkt. Also wäre eine Freundschaft zu beenden, in der sich der andere mit der Zeit als schlecht erweist.

5.2 Gesunde versus pervertierte Form der Selbstliebe

Wie schon eingangs erwähnt ist die Selbstliebe eine Bedingung für Freundschaft. Denn Aristoteles meint, „die Art, wie man die Liebe zu den Freunden betätigt, und die Merkmale, durch die man den Begriff der Freundschaft bestimmt, scheinen aus dem Verhalten hervorgegangen zu sein, das wir gegen uns selbst beobachten.“³⁷ Dem Tugendhaften ist es eigen, dass er sich selbst Gutes wünscht und Gutes verwirklichen möchte „und zwar um seiner selbst willen, nämlich zugunsten seines denkenden Teils, der ja das eigentliche Selbst des Menschen ist.“ Dass die Vernunft des Menschen die ihm eigene Funktion ist, wurde ja bereits erläutert. Demnach ist es auch vernünftig, dass der Tugendhafte sein Sein als Gut erachtet: Er hat Freude an sich selbst, denn „die Erinnerungen an seine Vergangenheit sind angenehm und die Hoffnungen auf seine Zukunft gut; auch findet er in seinem Geist immer Stoff zu wahren und nützliche Betrachtungen.“³⁸ Da er nun gegen seinen Freund wie gegen sich selbst gesinnt ist, finden sich solche Dinge eben auch in der Freundschaft. Der Freund ist dann gewissermaßen ein „zweites Selbst“, mit dem sich alle diese Dinge teilen lassen, die man mit sich selbst teilt. In diesem Sinne gleicht dann das höchste Mass der Freundschaft der Liebe, die man zu sich selbst hat.³⁹

Was ist nun mit der Selbstliebe schlechter Menschen? Bösewichte und Übeltäter befänden sich, so Aristoteles, im Zwiespalt mit sich selbst: „ihre sinnliche Gier steht nach anderen Dingen als ihr vernünftiger Wille, wie es bei den *Unenthaltamen* der Fall ist. Sie ziehen dem, was sie selbst als gut ansehen, das Lustbringende, das ihnen schädlich ist, vor.“⁴⁰ Da er seine Vernunft nicht gebraucht, hat er nichts, was ihn beherrscht, und so gibt er ohne weiteres seinen Begierden nach – er ist masslos und zügellos. Dadurch gerät er schliesslich auch in *Verbrechen*, weshalb er letzten Endes *nichts mehr Liebenswertes an sich* hat. Deshalb, so Aristoteles, kann der schlechte Mensch nicht mit sich selbst in Freundschaft leben: er flüchtet dann eigentlich nur in die Gesellschaft, um der Einsamkeit zu entfliehen, da ihm in Einsamkeit viele böse Erinnerungen und Ängste kommen würden. Und daher ist er auch nicht fähig, gute Freundschaften einzugehen. Der Ratschlag, den Aristoteles solch einem „Unglücklichen“ gibt, ist, dass er „mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft das Laster fliehen und die Tugend zu erwerben suchen. Dann wird man mit sich selbst in Freundschaft leben und auch eines anderen Freund werden.“⁴¹

³⁶ Ebd. 214

³⁷ Ebd. 215

³⁸ Ebd. 216

³⁹ Ebd. 217

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Ebd. 218

Es gibt somit zwei verschiedene Sichtweisen auf die Selbstliebe: Zum einen die schlechte, also tadelnswerte, die denjenigen Menschen gilt, die nur ihren sinnlichen Begierden folgen, also Knechte ihres vernunftlosen Seelenteils sind. Zum anderen die gute Selbstliebe, die es für eine Freundschaft braucht, beziehungsweise ohne die Freundschaften in erster Linie gar nicht entstehen könnten: Denn derjenige, der über Selbstbeherrschung durch die Vernunfttätigkeit verfügt, der ist imstande, sich selber zu lieben, da er sich darum bemüht, „Werke der Gerechtigkeit, der Mässigkeit oder sonst einer Tugend zu üben.“⁴² Wer im Besitz dieser Tugenden ist, der ist sich selbst ein Freund und auch ein Freund des ihm Ähnlichen, also des ebenfalls Tugendhaften.

Zusammenfassend kann das Argument gegen eine mögliche Freundschaft unter schlechten Menschen ungefähr folgendermassen dargestellt werden:

- I. Die Gutheit eines Dings wird daran gemessen, wie gut es seinen Zweck erfüllt.
- II. Zweck des Menschen ist die rationale Tätigkeit der Seele.
- III. Tugend ist eine Tätigkeit des rationalen Seelenteils und zielt stets auf das Gute und Angemessene.
- K1: Die Gutheit des Menschen hängt davon ab, wie gut er seine Funktion als rational denkendes Wesen im Sinne der Tugend erfüllt.
- IV. Wer tugendhaft ist, liebt sich selbst, da er Liebhaber des Guten ist.
- V. Wer sich selber liebt und mit sich Freund ist, der ist auch imstande, Freundschaften mit andern einzugehen, die ihm angenehm sind. Und angenehm sind ihm jene, die ihm ähnlich (gut) sind.
- K2: Nur unter Tugendhaften ist eine gute Freundschaft möglich, das heisst eine Freundschaft um seiner selbst willen.
- VI. Schlechte Menschen handeln nicht im Sinne ihrer Vernunft; sie sind Knechte ihrer sinnlichen Begierden.
- VII. Da schlechte Menschen nur nach ihren sinnlichen Begierden handeln und somit entgegen dem, was *gut* für sie wäre, haben sie nichts Liebenswertes an sich.
- K3: Da schlechte Menschen nichts Liebenswertes an sich haben, und das Liebenswerte Gegenstand der Freundschaft ist, können sie nicht mit sich selbst Freund sein und somit auch keine Freundschaften eingehen: denn wahre Freundschaft beruht auf dem Guten, bzw. der Tugend, und diese basiert auf der Tätigkeit der Vernunft.
- K4: Der Tugendhafte kann keine wahre Freundschaft mit einem schlechten Menschen eingehen, da dieser seinen Zweck als rationales Wesen nicht gut erfüllt und dem Tugendhaften somit unangenehm ist.

⁴² Ebd. 224

Können schlechte Menschen Freunde sein?

6 Mögliche Einwände und abschliessende Bemerkungen

Man ist schnell dazu geneigt, zu sagen: Die Vorstellung solch einer Freundschaft ist gänzlich utopisch, denn kein Mensch ist vollkommen tugendhaft! Solch eine Aussage ist sehr pauschal, und ich wage zu behaupten, dass es durchaus tugendhafte Menschen und gute Freundschaften gibt, wenn sie auch selten sind. Aristoteles möchte auch gar nicht bestreiten, dass diese sehr schwierig anzutreffen sind, ganz im Gegenteil betont er dies. Genauso spricht er von der „Grossen Masse“, die sich eben von ihren sinnlichen Begierden hinreissen lassen und einer Opportunitätsmentalität verfallen, in der sie sich jene Menschen zum Freunde machen, die ihnen nützlich oder anderweitig lustbringend sind. Selten sind somit auch die wahren, guten Freundschaften, die um ihrer selbst willen erstrebt werden. Doch deshalb unterscheidet Aristoteles auch zwischen den Arten von Freundschaften: Die Nutzen-, Lust- und Tugendfreundschaft. Dass die Vorstellung einer guten Freundschaft als beständig, auf gleichen Interessen beruhend und aus Menschen bestehend, die einen guten Charakter aufweisen, als vollkommen betrachtet werden kann, ist wohl genauso plausibel anzunehmen wie die Tatsache, dass auf Nutzen basierende Freundschaften grundsätzlich schnell auflösbar sind und nicht ernsthaft der Vorstellung einer Freundschaft – wie sie zumindest sein *sollte* – entsprechen können. Hier muss nochmals darauf hingewiesen werden, dass es sich um eine (*tugend*)ethische Theorie handelt: Ethik beschäftigt sich mit der Frage, welches Handeln zu einem *guten* Leben führt. Die Tugendethik konzentriert sich dabei auf die Charaktereigenschaften des Menschen als für ein gutes Leben konstituierend – sprich, der Besitz von Tugenden ist wesentlich für die *eudaimonia* – also das Erreichen des höchsten Gutes im Leben, der Glückseligkeit. Dass es nun aber in der wirklichen Welt nicht oft anzutreffen ist, dass Menschen Tugenden besitzen und sich stets von ihrer Vernunft leiten lassen, heisst aber schlichtweg, dass diese Menschen Zeit ihres Lebens keine *eudaimonia* erreichen werden. Man kann durchaus ein ausschweifendes Leben führen, Menschen ausnützen und egoistischer Gier nachgehen, doch dies bedeutet schlichtweg, dass man so kein moralisch gutes Leben führt. Man kann auch nicht dazu gezwungen werden, ein moralisch gutes Leben zu führen. Es liegt in der Hand eines jeden, für welches Leben er sich entscheidet, bzw. welchem Leben er mehr Wert beimisst: Ob er auch für sich selbst die Tugenden als höchst wertvoll anerkennt, oder er in der Masslosigkeit seine Erfüllung findet. Doch aus moralischer Sicht wäre letzteres verwerflich.